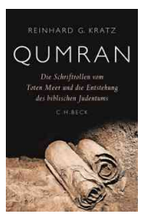
Wer waren die falschen Propheten?

Einblicke in die Zeit, als die Jesusbewegung begann: Reinhard Kratz legt eine überaus anregende Darstellung der Schriftfunde von Qumran vor.

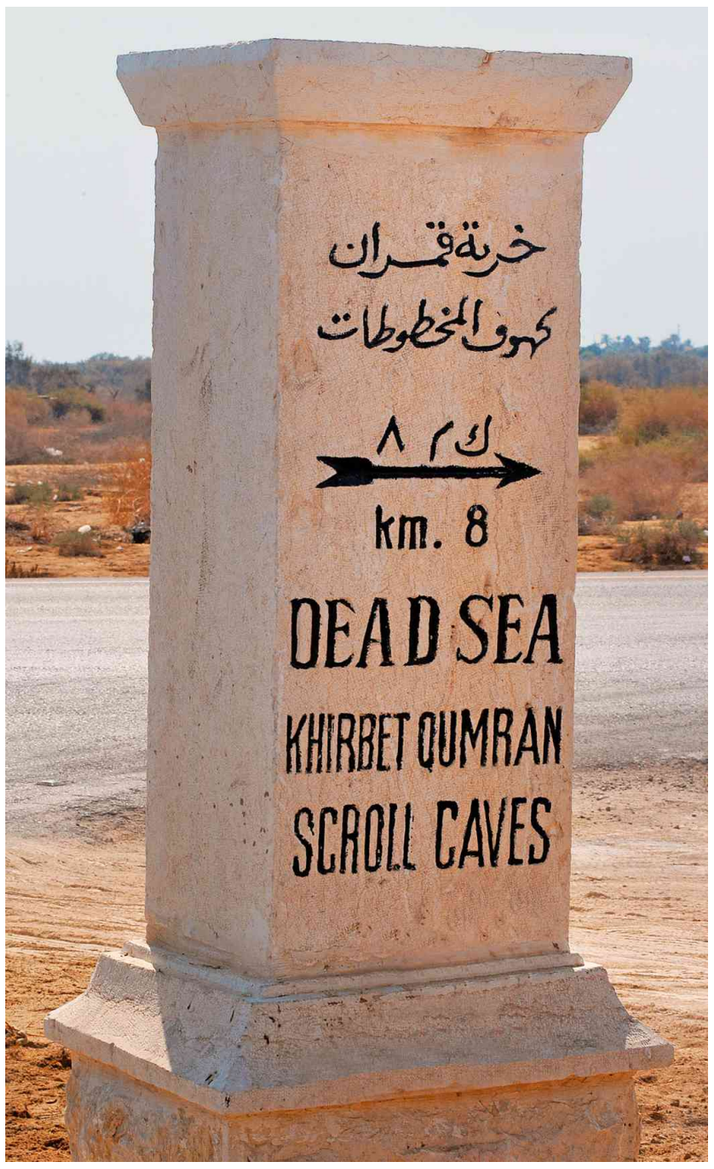
Es ist nun schon 75 Jahre her, dass Beduinen in Höhlen am Toten Meer alte Schriftrollen fanden, die Funde von Qumran. Sie waren eine Sensation und sind nach wie vor der wichtigste Textfund für die Bibelwissenschaft. Sie enthalten die ältesten bekannten Handschriften der hebräischen Bibel, erhellen deren Entstehung und Sammlung und bieten auch viele neue Einsichten in die jüdische Welt, in der einst Jesus auftrat. Nach einer langen Geschichte der Aufarbeitung der oft nur briefmarkengroßen Fragmente sind seit 2010 alle Texte ediert. Denen, die Hebräisch lesen, ist nichts verborgen. Damit ist definitiv den Spekulationen und Verschwörungsphantasien, die sich um die Schriftrollen gebildet haben, der Boden entzogen. Nein, der Vatikan hält die Wahrheit über die Schriftrollen nicht zurück; die Texte sagen auch nichts Direktes über Jesus, und sie führen auf kein völlig anderes Bild der Entstehung des Christentums. Die Zeit der Sensations-Schriftstellerei ist vorbei. Doch bieten die Texte nach wie vor sensationelle Einsichten zum Verständnis von Bibel und Kanon, und vor allem zum Judentum jener Zeit, in der dann auch die Jesusbewegung begann.



Reinhard G. Kratz: „Qumran". Die Schriftrollen vom Toten Meer und die Entstehung des biblischen Judentums.
C. H. Beck Verlag, München 2022.
320 S., Abb., geb., 26,– €.

Die neue Gesamtdarstellung des Göttinger Alttestamentlers Reinhard G. Kratz bietet dichte Einblicke auf dem aktuellen Forschungsstand. Der Untertitel ist signifikant: Während die frühere Forschung zunächst fragte, was die Texte zur Entstehung des Christentums beitragen, hat die neuere Forschung gezeigt, dass das Corpus der Texte vollständig aus jüdischen Texten besteht. Es geht also primär um Einsichten über das Judentum. Kratz spricht mit einem schillernd-anachronistischen Terminus vom „biblischen Judentum". Vom frühen Christentum und vom späteren rabbinischen Judentum ist nur in einem knappen Schlussabschnitt die Rede. Darin zeigt sich der Fokus und zugleich die Begrenztheit der Einführung von Kratz, etwa im Vergleich mit dem Werk seines Göttinger Vorgängers in der Qumran-Forschungsstelle, Hartmut Stegemann, dessen Buch von 1993 noch „Die Essener, Qumran, Johannes der Täufer und Jesus" betitelt war. Zu Recht stellt Kratz fest, dass für die Jesusbewegung keine Abhängigkeit von Qumran feststellbar ist, sondern nur eine gemeinsame Abhängigkeit von biblischen und antikjüdischen Traditionen. Dass hier noch mehr zu sagen wäre, ist klar. Kratz bleibt hier in seinem Fachgebiet.

Obwohl Kratz das Alte Testament in sehr deutscher, speziell Göttinger Tradition vorzugsweise mit Mitteln diachroner Literarkritik bearbeitet, ist er gegenüber den in der älteren Qumran-Forschung entwickelten historischen Hypothesen zur Entstehung der Qumran-Gemeinde, zum Lehrer der Gerechtigkeit, zu den „Essenern" oder zur Funktion der Anlage von Qumran sehr zurückhaltend. Daher rührt auch der Aufbau des Buches. Einzelthemen werden unter Heranziehung relevanter Texte behandelt, dabei werden diese Texte einzeln beschrieben, sodass dann doch eine mehr oder weniger historische Abfolge entsteht. Der Durchgang geht von der Fundgeschichte über die archäologischen Befunde und die Beobachtungen an den Handschriften über zu der dort bezeugten Gemeinschaft und den Themen, die im Anschluss an die Teile der hebräischen Bibel (Thora, „Geschichtsbücher" und Schriftpropheten, Psalmen und Weisheit) geordnet sind, bevor die Einordnung der in Qumran belegten Strömung ins zeitgenössische Judentum diskutiert wird.



Ein berühmter Fundort: Wegweiser zu den Höhlen von Qumran Foto Picture Alliance

Die Darstellung der einzelnen Themen ist originell und weicht von den älteren Qumran-Einführungen ab. So werden die Bibelhandschriften nicht im Konzept des späteren Kanons präsentiert, sondern es wird erst von der Beobachtung der variierenden Handschriften und unterschiedlichen Texttraditionen her gefragt, ob und inwiefern die späteren Konzepte überhaupt sachgemäß beziehungsweise wie sie aufgrund der Befunde zu modifizieren sind. Die Grenze zwischen später biblisch gewordenen und sogenannten parabiblischen Schriften war nach dem Befund der Schriftrollen viel flüssiger, als man dies aus einer späteren Perspektive annehmen wollte. Die Statuten der Gemeinschaft von Qumran werden im Horizont des in der hellenistischen Zeit aufkommenden Vereinswesens beschrieben und als flexible Systeme aufgefasst, die immer wieder fortgeschrieben wurden. Definitiv überwunden sind damit die Vergleiche mit Mönchsregeln, die lange Zeit bestimmend waren.

Erfreulich ist, dass auch Texte behandelt und beschrieben werden, die sonst in kaum einer Einführung begegnen, so eine Liste „falscher Propheten" (4Q339) oder eine Liste mit Namen von Tempelsklaven (4Q430) und einige wenige fragmentarisch erhaltene Texte, die historische Figuren nennen. Damit wird zumindest auch deutlich, wie viel an Informationen uns durch Textverlust abhandengekommen ist. Glanzstücke des Bandes sind der Abschnitt zu den Schreibern und Schreibergewohnheiten, der viele instruktive Beobachtungen präsentiert, die Einordnung der halachischen Diskussionen in einen umfangreicheren „Mosaischen Diskurs" und dann die sehr detailreiche Beschreibung der qumranischen Prophetenkommentare (Pescharim).

Die Darstellung bietet zu den einzelnen Handschriften viele Detailbeobachtungen, ist aber im Blick auf synthetische Geschichtsbilder übervorsichtig. Wenn Kratz (im Kontrast zu Stegemann) den Lehrer der Gerechtigkeit nur als Stereotyp und nicht als individuelle Persönlichkeit wertet, dann klingt dies zwar wissenschaftlich vorsichtiger, ist aber ebenso eine Hypothese mit vielen Implikationen. Und natürlich finden sich in dem Buch auch Sondermeinungen seines Autors, etwa im Blick auf die Datierung des Lehrschreibens 4QMMT, das andere zu den frühen Grundtexten der Qumran-Gemeinschaft zählen, Kratz jedoch aufgrund eines eigenen Forschungsprojekts deutlich später einordnet.

Diese Details sind in der Fachwissenschaft zu diskutieren. Für das interessierte breitere Publikum liegt mit dem neuen Band eine dichte, anspruchsvolle und anregende Gesamtdarstellung vor, der man wünschen möchte, dass sie manche der hartnäckigen Vorurteile über Qumran, Jesus und den Vatikan zu korrigieren vermag. JÖRG FREY

Auf philosophischem Gebirgslehrpfad

Nicht ohne Schelte: Daniel-Pascal Zorn führt durch eine originell bestimmte Postmoderne

Am Ende sitzen sie alle an einem kreisrunden Tisch unter einer gläsernen Halbkugel irgendwo auf einer schneebedeckten Ebene am Ende der Welt: der Glatzkopf Michel und der weißhaarige Jackie, Gilles und Jean-François, die sich bereits aus Vincennes kennen, der melancholisch blickende Joachim und Teddie mit der runden Hornbrille, Heinz mit seinen milden hellen Augen und schließlich Richard, der die buschigen Brauen runzelt. Wie sie dort hingelangt sind? Wir wissen es nicht, außer dass Daniel-Pascal Zorn sie im Epilog seines Buches über „Die Krise des Absoluten" dort versammelt hat. Es sind seine acht Hauptprotagonisten, Vertreter der Postmoderne oder dessen, „was die Postmoderne hätte sein können", wie es im Untertitel heißt. Was immer unter Postmoderne verstanden wurde oder wird – dass als ihre Vertreter nicht nur die üblichen Verdächtigen Michel Foucault und Jacques Derrida, Gilles Deleuze oder François Lyotard gelten dürfen, von denen bekanntermaßen drei den Begriff der Postmoderne nie für sich in Anspruch nahmen, sondern darüber hinaus auch Joachim Ritter, Theodor W. Adorno, Heinz von Foerster und Richard Rorty, das ist eine überraschende Kombination.

Allerdings hat sich Zorn auch kein weiteres Porträt der Postmoderne vorgenommen. Sein Vorhaben ließe sich neutraler fassen als eine Geschichte der nachhegelianischen Philosophie, die er als eine beständige Auseinandersetzung mit allen Formen von Einheitsdenken darstellt, dem titelgebenden Absoluten eben. Dabei ist es Zorn einerlei, wie man das Problem genau tauft: „Es geht immer um die Frage nach der prinzipiellen Einheit und der konkreten Vielfalt."

Historisch manifestiert sich ihm zufolge das Absolute nicht nur in der Philosophie, sondern auch im absolutistischen Herrschaftsanspruch frühneuzeitlicher Monarchen oder der Vorstellung göttlicher Alleinheit in der Religion. Als Aufklärung und Französische Revolution die religiöse und politische Welt erschütterten, blieb auch die Philosophie davon nicht unberührt. Sie hatte nun eine doppelte Aufgabe: einerseits Vielheit zu denken, ohne sie auf eine übergreifende Einheit zurückzuführen, und andererseits die List des Absoluten zu durchschauen, das fortan von der romantischen Innerlichkeit bis zu Ajatollah Chomeini in immer neuen Gestalten wiederkehrte.

1979 ist das Schlüsseljahr, auf das das Buch zuläuft. Aus Frank Böschs „Zeitenwende 1979" und Joseph Vogls „Das Gespenst des Kapitals" destilliert Zorn die Diagnose, dass seither die ökonomische Ordnung „zum neuen Absoluten" wird. Und schließlich ist 1979 für ihn auch das Jahr, in dem mit dem Erscheinen von Rortys „Der Spiegel der Natur" und Lyotards „Das postmoderne Wissen" die „Postmoderne als philosophisch bestimmte Epoche überhaupt erst entsteht". Zorn referiert die Vorgeschichte des Begriffs in Philosophie, Literatur oder Architektur pflichtschuldig in aller Knappheit, ohne indes tatsächlich daran anzuschließen. Postmoderne in seinem Sinn ist „einfach Philosophie" oder „die Reflexion der Moderne" in ihrem – allerdings gescheiterten – „Versuch, dem Absoluten zu entkommen".

Nach gut 550 Seiten ist das ein reichlich nichtssagender Befund. Das ist umso bedauerlicher, als sich in dem Band immer wieder anschaulich formulierte Passagen finden, in denen Zorn philosophische Problemlagen gekonnt rekonstruiert und kontextualisiert. Das betrifft Ritters Theorie der Entzweiung ebenso wie die immer wieder hervorgehobene Bedeutung Husserls für das Denken im Nachkriegsfrankreich, das gilt für die Darstellung des Pragmatismus, auf den Rorty reagiert, wie auch für den Ausflug in die Kybernetik, die „die französische und die deutsche Perspektive um die Technikbegeisterung und die Aufbruchsstimmung der amerikanischen Wissenschaft" ergänzen soll.

Doch zwischen all diesen Blöcken mäandert die Darstellung chronologisch wie thematisch. Dabei hilft es wenig, sie wie Zorn bildhaft als „geführte Wanderung" zu verbrämen, die hindurchführt zwischen den Bergmassiven der „großen vier" der französischen Philosophie, den etwas im Hintergrund bleibenden beiden Deutschen und den vereinzelt stehenden Rorty und von Foerster. Problematisch sind weniger die Vor- und Rückgriffe oder Exkurse, sondern eine Unklarheit in der Anlage des Buchs, die über die Themenstellung weit hinausgeht. Das fängt an bei den aus den Standardbiographien der Protagonisten übernommenen, über das Buch verteilten biographischen Versatzstücken, deren Funktion einem Rätsel aufgibt. Was soll man von ihnen halten, wenn Zorn in einem performativen Selbstwiderspruch zu einer Schelte auf den Buchmarkt ausholt, die den „Publizisten"

Daniel-Pascal Zorn: „Die Krise des Absoluten". Was die Postmoderne hätte sein können.
Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2022.
648 S., geb., 38,– €.

gilt? Diese wollten nichts als „Geld verdienen mit dem Leben und dem Denken der großen Philosophen" und bedienten so die abschätzig bewertete Neugier eines Publikums, das wiederum auf nichts anderes aus ist als, abermals, „eine geführte Wanderung", diesmal „durch die Wildnis".

Ähnlich ratlos lässt einen die immer wieder durchbrechende Kritik an den universitären Systemen in Frankreich und Deutschland. Sie gilt unter anderem der Ökonomisierung der Universität in beiden Ländern seit den Sechzigerjahren und wird von Zorn nicht unter dem eingeführten Terminus der Bildungsexpansion thematisiert, sondern eigentümlich ambivalent in Begriffe von Elite und Masse gefasst. Elitenbildung erfolgt an diesem Ort über die Reproduktion von vorgefertigtem Wissen. Soll die biographische Fiktion der Eingangspassage, die Derrida in einer Prüfung vor einem leeren Blatt sitzend imaginiert, ein Hinweis darauf sein, dass sich philosophische Originalität nicht mit normierenden Bildungsanstalten verträgt?

Am gravierendsten rächt sich allerdings gegen Ende des Buches Zorns Unwille, die titelgebende Postmoderne in irgendeiner Weise inhaltlich zu bestimmen. Schon die einleitende Polemik gegen all jene, die bis heute die sogenannte Postmoderne als Grundübel und Ursache von „Konstruktivismus, Relativismus, Moralismus und Identitätspolitik" ins Feld führen, ist stereotyp. Es fällt kein einziger Name oder Hinweis auf irgendeine konkrete Polemik. Stattdessen wird am Ende gegen Habermas' 1985 erschienenen „Philosophischen Diskurs der Moderne" wie auch gegen die französischen „nouveaux philosophes" ausgeteilt. Nicht nur wirkt die Empörung über diese an die vierzig Jahre alte Debatte eigentümlich aus der Zeit gefallen. Sondern die Tatsache, dass die weitere Entwicklung der Auseinandersetzungen nicht in den Blick genommen wird, dass weder Foucaults sogenannte subjektphilosophische Wende noch die politische und ethische Ausrichtung im Spätwerk Derridas in irgendeiner Weise auch nur angedeutet würden, lässt das gesamte von Zorn präsentierte Tableau tatsächlich wie eingefroren erscheinen. SONJA ASAL

Ein bürgerlicher Sozialist stand unter Verdacht

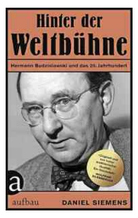
Intellektueller im Weltbürgerkrieg: Daniel Siemens schreibt die Lebensgeschichte von Hermann Budzislawski

Vor sechzig Jahren veröffentlichte „konkret" eine mehrteilige Artikelserie über den „Aufstieg, Glanz und Verfall der Weltbühne". Die Betrachtungen stammten aus der Feder Kurt Hillers, dem neben Kurt Tucholsky und Carl von Ossietzky ab Mitte der Zwanzigerjahre auffälligsten Leitartikler der legendären Wochenschrift. Er zeichnete folgendes Bild: Nach einer Aufstiegsphase des 1905 als „Schaubühne" von Siegfried Jacobsohn gegründeten Blattes erlebte die Zeitschrift ab 1918 unter dem gewandelten Titel bis zum Verbot unter den Nationalsozialisten eine Glanzperiode, an die anfangs die „Neue Weltbühne" im Prager Exil anschließen konnte. Mit dem neuen Chef Hermann Budzislawski, für Hiller ein „von Moskau gecharterter Kerl", begann ab Januar 1934 die Verfallsgeschichte. Ihr sei auch die 1946 ins Leben gerufene Ost-Berliner „Weltbühne", eine „einzige permanente Leichenschändung an Carl von Ossietzky", zuzurechnen.

An der Spitze des Exil-Blatts von 1934 bis 1939 und dann nochmals der DDR-„Weltbühne" zwischen 1967 und 1971 stand Hermann Budzislawski. Wenn sein Name im Schatten der deutschen Zeit- und Intellektuellengeschichte liegt, so hängt dies auch damit zusammen, dass ihm früh der Ruf eines moskauhörigen Kommunisten oder zumindest machtgierigen Opportunisten anhaftete. Daniel Siemens hat sich erstmals umfassend der Lebensgeschichte dieses Manns gewidmet und sie vor den Kulissen der an Zäsuren so reichen Zeitläufte des zwanzigsten Jahrhunderts zu rekonstruieren und einzuordnen gesucht. Es gelingt dem Autor, ein vielschichtiges Bild von Person und Zeit zu zeichnen, das Grautöne gegenüber Schwarz-Weiß-Mustern bevorzugt. In glücklicher Weise verbindet der Geschichtsprofessor aus Newcastle akribische Quellenarbeit mit historischer Übersicht und erzählerischer Qualität.

Budzislawski erscheint dabei gelegentlich in hellerem Licht als bislang. Doch von einer Heldengeschichte ist Siemens' Darstellung weit entfernt. Mancher zum Vorschein kommender Charakterzug Budzislawskis lässt ihn nicht sonderlich sympathisch wirken. Dazu zählt ein instrumenteller Realitätssinn, der wesentlich am eigenen Fortkommen und Ansehen orientiert war und ein hohes Maß an Wendigkeit erforderte.

So sehr ihn ab der Novemberrevolution eine sozialistische Grundhaltung prägte, konzentrierte Budzislawski sich zunächst abseits des politisch hitzigen Berlins auf sein Studium. 1923 wurde der Nationalökonom in Tübingen mit einer Arbeit über „Eugenik" promoviert. Sie war zeittypisch und wirkt doch im Nachhinein, mit dem Wissen über die nationalsozialistischen Verbrechen, befremdlich. Für Siemens ist die Dissertation Beleg dafür, wie sehr nicht nur völkische Rassenhygieniker, sondern auch junge Sozialisten die „moderne Verwertungslogik menschlicher Arbeitskraft über alles" setzten. So stolz Budzislawski ein Leben lang auf seinen Doktortitel war, so froh dürfte er mit den Jahren gewesen sein, dass seine Doktorarbeit ungedruckt und im Schatten der öffentlichen Aufmerksamkeit blieb.



Daniel Siemens: „Hinter der Weltbühne". Hermann Budzislawski und das 20. Jahrhundert.
Aufbau Verlag, Berlin 2022.
413 S., geb., 28,– €.

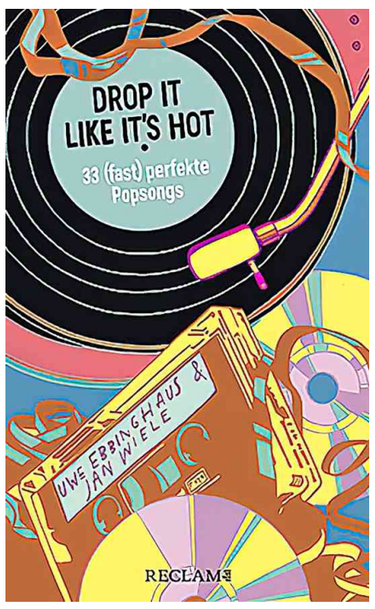
Während der Weimarer Republik sammelte Budzislawski einige journalistische Erfahrung, gehörte aber keineswegs zum prominenten Kreis der „Weltbühne"-Stammautoren. Nicht vor Dezember 1932 publizierte er dort wenige, unscheinbare Beiträge. Ossietzky spendete ihm gleichwohl Lob, was Budzislawski wie einen Ritterschlag empfunden haben muss. Fortan trug er die „Weltbühne" wie eine funkelnde Monstranz vor sich her, um im Widerschein ihrer Strahlkraft zu stehen. Ein begnadeter, glanzvoller politischer Autor der Goldenen Zwanziger war er nicht, vielmehr ein Organisator und Medienmanager. In hervorragender Weise verstand er es, Kontakte innerhalb der Intellektuellenszenerie der damaligen Zeit zu pflegen. Heute würde man ihn einen Netzwerker nennen.

Nach Hitlers Machtübernahme mussten Budzislawski und seine Familie das Land rasch verlassen. Die Stationen des Exils hießen Zürich, Prag, Paris und New York. So präzise wie spannend schildert Siemens diese herausfordernde Zeit, die Budzislawski bald mit der Leitung der „Neuen Weltbühne" den entscheidenden Karrieresprung einbrachte. Einigermaßen skrupellos und mit moralisch fragwürdigen Methoden drängte er seinen Vorgänger Willi Schlamm aus dem Blatt, das er im unbedingten Kampf gegen Hitler auf „Volksfront"-Kurs trimmte. Auch durch wichtige Autoren wie Heinrich Mann gelang es Budzislawski, die „Neue Weltbühne" weit über parteikommunistische Grenzen hinaus zu einem führenden antifaschistischen Exil-Organ zu machen. Der Hitler-Stalin-Pakt aber versetzte ihn in einen Schockzustand und führte zum jähen Ende der Zeitschrift.

Internierungslager und Flucht prägten den weiteren Weg Budzislawskis, der schließlich nach New York führte. Dort arbeitete er als Sekretär und Ghostwriter für die Journalistin und Schriftstellerin Dorothy Thompson, die das „Time"-Magazin einmal zur mächtigsten Amerikanerin neben Eleanor Roosevelt kürte. Mit der Niederringung Deutschlands und dem Ende der Anti-Hitler-Koalition erhielt die Beziehung zu Thompson erste Risse, die bald zum Bruch führten. Später, als Budzislawski bereits im Osten Deutschlands angelangt war und Thompson die Sowjetunion zum neuen Hauptfeind erkor, wurde daraus eine öffentliche Fehde der einstigen Freunde.

In der DDR wirkte Budzislawski als Professor an der journalistischen Kaderschmiede „Rotes Kloster" in Leipzig. Das war nicht der Posten, der ihm eigentlich vorschwebte. Er wollte wieder die „Weltbühne" leiten oder ein anderes Leitmedium. Beinahe wäre ihm 1956 mit „Die Republik" sogar die Gründung einer erstaunlich undogmatisch ausgerichteten Wochenzeitung gelungen. Am Ende verhinderte Walter Ulbricht, der wenig Sympathien für Budzislawski hegte, dieses Vorhaben. Überhaupt schlug ihm in der frühen DDR als ehemaligem Sozialdemokraten, Juden und Westemigranten Misstrauen entgegen. So wendig und anpassungsbereit Budzislawski war, litt er doch unter dieser stickigen und beengten Atmosphäre. Typen wie er, die eine Art „bürgerlichen Sozialismus" repräsentierten, wie Siemens treffend schreibt, fühlten sich trotz Privilegien bisweilen fremd in der DDR. Seine mit wertvollen Antiquitäten ausgestattete Villa in Leipzig diente Budzislawski ebenso als Rückzugsort wie ein Landhäuschen in Buckow, wo er gemeinsam mit seiner Frau regelmäßig Zeit mit Bertolt Brecht und Helene Weigel verbrachte.

Daniel Siemens zeichnet von Budzislawski ein differenziertes Porträt mit kritischer Sympathie. Weder macht er aus dem Sozialisten und Antifaschisten einen liberalbürgerlichen Intellektuellen, der sich nur in Camouflage üben musste, noch lässt er die alte Agententhese gelten. Dabei spürt er Indizien und Verdachtsmomenten einer – freilich nicht belegbaren – Geheimdiensttätigkeit genau nach. Ob im direkten Dienst einer Partei oder nicht, während des Weltbürgerkriegs der Ideologien bewegten sich Intellektuelle mitunter in einem Minenfeld, ohne davon immer zu wissen. So gehört es zu den Treppenwitzen der Zeitgeschichte, dass der eingangs zitierte Kurt Hiller die kommunistische Steuerung Budzislawskis und der „Neuen Weltbühne" ausgerechnet in „konkret" vortrug, einer, wie sich bald herausstellen sollte, bis 1964 von der SED finanzierten Zeitschrift. ALEXANDER GALLUS



UWE EBBINGHAUS und JAN WIELE, Redakteure in diesem Feuilleton, haben eine Auswahl von 33 Folgen aus der von ihnen betreuten und auf FAZ.NET erscheinenden Pop-Anthologie zu einem Buch zusammengestellt. Behandelt werden darin Fragen wie: Wann ist Popmusik Kunst, was unterscheidet Lyrics von Lyrik, und worum geht es eigentlich in „Sympathy For The Devil"? Nach dem Vorbild der „Frankfurter Anthologie", die Deutungen von Gedichten gewidmet ist, interpretieren Redakteure der F.A.Z., freie Mitarbeiter und Gastautoren populäre Lieder, ihre Texte sowie ihre musikalische und visuelle Darbietung. Es geht um Stücke von den Beatles bis zu Fiona Apple, von Reinhard Mey bis zu Snoop Dogg. Begleitet wird die Auswahl von einer Playlist. (*Uwe Ebbinghaus/Jan Wiele (Hg.): „Drop It Like It's Hot". 33 (fast) perfekte Popsongs.* Reclam Verlag, Ditzingen 2022. 192 S., br., 15,– €.) F.A.Z.